

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 2

Artikel: Der Mahnruf der Geschichte 1798
Autor: Jaggi, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758142>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mahnruf der Geschichte 1798

von Arnold Jaggi

Die folgende Darstellung ist einem demnächst bei Paul Haupt Bern erscheinenden Buch entnommen. Es trägt den Titel: Aus der Geschichte Europas und der Schweiz von 1650—1815.

Die Anfänge der schweizerischen Emigration

Der ehemalige Berner Schultheiss Niklaus Friedrich von Steiger war nicht der einzige Schweizer, der beim Einbruch der Franzosen unser Land verliess. Im März und April 1798 wanderten einige Hundert aus. Zum Teil waren es Patrizier vor allem aus Bern und Solothurn, zum Teil Geistliche, vorab aus St. Gallen, und Handels- u. Geschäftsleute, die aus Furcht vor Verwüstungen, Plünderungen und Brandschatzungen mit ihren Bibliotheken und Kapitalien nach Süddeutschland oder ins Vorarlbergische flüchteten. Nach der Kapitulation der Schwyzer im Mai flohen aus Einsiedeln ungefähr fünfzig Geistliche, unter ihnen der Abt und Marianus Herzog. Die Ausgewanderten fanden zeitweise besonders in Neu-Ravensburg Zuflucht, einer Herrschaft des Abtes von St. Gallen, zwischen Lindau und der Reichsstadt Wangen. Zu den Häuptern der schweizerischen Emigranten gehörten ausser Steiger der Berner Patrizier Franz Salomon von Wyss und der Oberst Ferdinand von Rovéréa. Dieser, ein adeliger Waadtländer, aber zugleich Bürger von Bern und in erster Ehe verheiratet mit einer von Wattenwyl, hatte im Februar 1798 aus geflüchteten welschen Untertanen die sogenannte „Légion romande“ oder „Légion fidèle“ gebildet und mit ihren neunhundert Mann tapfer gegen die Franzosen gekämpft.

Kaum war Steiger in Süddeutschland angelangt, so begann er für die Befreiung seines Vaterlandes zu arbeiten. Er schrieb an den Preussischen Gesandten in Rastatt, und mit dem Vertreter Englands, Talbot, traf er schon am 18. März in Stockach zusammen. Sein Angebot, Steiger persönlich mit Geld zu unterstützen, lehnte dieser zuerst dankend ab. Als ihm aber die Mittel zu seinem Unterhalt ausgingen, nahm er die englische Hilfe an. Talbot hatte strikte Weisung, den inneren Kantonen

dei.

Eng 76

82

keine Hoffnungen auf den militärischen Beistand zu machen und sie also nicht zu einem Aufstand zu ermutigen. Erst wenn Oesterreich die Schweizer kräftig unterstützte, wollte England es auch tun; denn nur in diesem Falle hatte ein Gesamtaufstand der Schweizer Aussicht auf Erfolg.

Es fragte sich also, wie sich Oesterreich entscheiden werde. Im Mai 1798 erhielt Steiger von Johannes von Müller, damals Hofrat und Sekretär des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten in Wien, eine Einladung, dorthin zu kommen, um mit ihm die Mittel zur Befreiung des Vaterlandes zu beraten. Anfangs Juni folgten Steiger, Rovéréa, der vertriebene Fürstabt Pankraz Vorster von St. Gallen und andere dem Ruf. Müller begrüßte sie im Auftrag seines Vorgesetzten, des Ministers Thugut. Dann versammelten sie sich täglich unter der Leitung Steigers zu Konferenzen, an denen auch der Bischof von Konstanz, ein Prinz von Oranien, der englische Geschäftsträger in Wien und Johannes von Müller teilnahmen. Man einigte sich schliesslich auf folgendes Programm: England hält Mittel bereit, um die Schweiz zu bearbeiten; nach Kriegsausbruch wird es zudem auch für die Aufstellung schweizerischer Truppen Hilfgelder entrichten; der österreichische Geschäftsträger in Chur soll mithelfen, die Graubündner zu einem Hilfsgesuch an den Kaiser zu veranlassen; hierauf wird dieser ihr Land besetzen, um den Franzosen zuvorzukommen, erklärt aber zugleich feierlich in einer Proklamation, die Johannes von Müller zu verfassen hat, dass er keine selbstsüchtigen Ziele verfolge.

Der Kaiser empfing Steiger vor seiner Abreise in einer huldvollen Audienz und versprach ihm ausdrücklich, zum Befreiungswerk Munition, Waffen, Truppen und den gebürtigen Schweizer Friedrich von Hotze, der in österreichischen Diensten stand, als General zur Verfügung zu stellen. Thugut gewährte Rovéréa eine Besprechung, die von abends 9 Uhr bis um Mitternacht dauerte. — Die schweizerischen Emigranten hatten viel erreicht. Es war ihnen gelungen, die österreichische und englische Politik für ihre Ziele zu interessieren. Nun galt es, die Fäden auch zu Preussen und Russland auszuspinnen.

Der zum Leiter der schweizerischen Propaganda bestimmte Rovéréa ging Ende Juni daran, diese zu organisieren und ihre Arbeitsweise durch ein Reglement festzulegen. Um Unordnung

und Doppelspurigkeit zu vermeiden, teilte er die Schweiz in Kreise ein und ernannte für jeden einen besonderen Vertrauensmann, der sein Personal aussuchte, es unterrichtete und überwachte. Rasch entstand eine Geheimsprache. Der Kreis Wallis mit der Innerschweiz und Glarus hiess „der grosse Halbmond“; Rovéréa war der „Meister Jakob“ oder, weil er klein war, „der Liliputaner“; St. Galler-, Einsiedler- und andere Mönche, die das katholische Landvolk in der Ost- und der Innerschweiz mit grossem Erfolg bearbeiteten, nannte man „die braunen Armenier“. Als Hausierer oder Handwerksburschen verkleidet, durchzogen die Sendboten Dorf und Landschaft. Sie verbreiteten Tausende von antirevolutionären oder auch echt vaterländischen Flugschriften, z. B. Lavaters „Wort eines freien Schweizers an die grosse Nation“. Oft streuten sie die Exemplare auf die Landstrassen, steckten sie an Stauden und Bäume oder übergaben sie Kindern zum Weiterverteilen in den Dörfern. Sie erforschten die Stimmung des Volkes und sammelten genaue Berichte über die militärischen Vorkehren der Franzosen. Hierbei leisteten ihnen altgesinnte Einheimische, Wirte und nicht selten ehemalige kleine Beamte, wichtige Dienste. Es wurden aber auch einzelne helvetische Funktionäre gewonnen, unter diesen sogar der Uebersetzer im Senat. Er spielte durch einen Mittelsmann den Emigranten das gesamte Material in die Hände, das sie interessieren konnte. Zuweilen war es nicht leicht, die Nachrichten über die Grenze zu bringen. Man nähte Papiere in die Kleider ein; man bediente sich hohler Stöcke und wagte es, Zettel unter den Tabak der Tabakdosen zu verstecken.

Auf Grund der Angaben dieser Sendlinge erstattete jeder „Kreis-Vorsteher“ allwöchentlich einen Bericht an das Zentralbureau in der schwäbischen Stadt Wangen. Rovéréa verarbeitete diese Berichte und sandte das Ergebnis durch die Vermittlung Müllers und Talbots nach Wien und London. Infolgedessen kannte man hier die schweizerischen Verhältnisse sehr wohl. Man war unterrichtet darüber, wo sich Waffen und Waffendepots befanden und wusste, wie die Innerschweiz dachte: z. B., dass im Juli und August 1798 Zug eingeschüchtert, Glarus geteilt sei und die Städte Zürich und Bern „verflucht gingen“. Man glaubte auch zu wissen, welche Gegenden „für alles zu haben“ wären, welche erst nach einem Erfolg und welche gar

nicht mitmachen würden. Klar war, dass ein allfälliger Aufstand gegen die Franzosen von den Gebirgskantonen ausgehen und das Ziel der Emigranten und ihrer Bundesgenossen darin bestehen musste, hier „das heilige Feuer zu nähren, ohne einen Brand zu entfachen“, der, wenn er vorzeitig ausbrach, „verderblich wäre“. Gerade dieses „Verderbliche“ sollte eintreten.

Die Schreckenstage von Nidwalden, September 1798

Dafür, dass die Propaganda in der Schweiz einen gewaltigen Aufschwung nahm und nehmen konnte, sorgten die helvetischen Räte. Am 12. Juli beschlossen sie nämlich, demnächst müssten alle Bürger, auch die Diener der Religion, den Eid auf die Verfassung leisten; wer ihn verweigere, sei mit dem Verlust des Bürgerrechtes oder mit Landesverweisung zu bestrafen. In den meisten Kantonen stiess die Durchführung dieses Gesetzes nicht auf starken Widerstand. Die Bürger halfen sich gelegentlich allerdings so, dass sie riefen: „Wir hören's“, statt: „Wir schwören's“. Einen gewaltigen Aufruhr der Gemüter rief der verlangte Eid dagegen in den Urkantonen hervor, ganz besonders in Nidwalden. Die Eidesformel mochte lange an sich harmlos klingen: „Wir schwören, dem Vaterlande zu dienen und der Sache der Freiheit und Gleichheit als gute und treue Bürger mit aller Pünktlichkeit und allem Eifer, so wir vermögen, und mit einem gerechten Hasse gegen Anarchie und Zügellosigkeit anzuhängen“. Man dachte unwillkürlich an die Ereignisse in Frankreich, an den Kampf gegen die unvereidigten Priester, gegen die Religion und deren Anhänger überhaupt, an die Glaubens- und Kirchenfeindschaft der meisten Revolutionäre und ihrer Helfer und Helfershelfer. Wie schrieb doch Mengaud an den Abt von Engelberg, als er seine Talleute für frei erklärte: „Wartet nicht, bis die Philosophie Euch aus dem Zufluchtsort der Trägheit her austreibt! Legt die Larve des Aberglaubens ab! Kehrt in die Gesellschaft zurück und zeichnet Euch durch soviel Tugenden aus, dass man darüber die Jahre vergisst, die Ihr in mönchischer Unbrauchbarkeit zugebracht habt“. Was verrieten die kirchlichen Bestimmungen in der helvetischen Verfassung? Und hatte nicht der Papst am 10. März 1791 erklärt, die vorgeschützte Freiheit und Gleichheit gehe

darauf aus, die katholische Religion zugrunde zu richten? Hier-
auf stützte sich die leidenschaftliche Mehrheit der Nidwald-
ner Geistlichen. Ihre Wortführer, Pfarrer Käslin in Beckenried,
Pfarrhelfer Lussi in Stans und Helfer Kaiser, stachelten wie
schon im Frühjahr auch jetzt die Gemüter mächtig auf.

Wiederholt kamen Abgeordnete aus Uri, Schwyz und Nid-
walden, von hier z. B. Käslin und Lussi, mit den Emigranten
in Feldkirch oder anderswo zusammen. An einer dieser Konferen-
zen erklärten die Generale Hotze und Auffenberg, die an der
Grenze Truppen befehligten, mündlich, falls die Franzosen die
Urkantone angriffen, würde Oesterreich Hilfe leisten. Sie waren
zu dieser Zusicherung nicht ermächtigt. Der Hof in Wien
hatte vielmehr zur Zurückhaltung ermahnt und der Vertreter
Englands erst recht. In diesem Sinne schrieb er einmal: „Ich
schaudere bei dem Gedanken, der Name Seiner Majestät —
des englischen Königs — könnte in einer so verzweifelten
Sache gebraucht werden“.

Der Kapuzinerpater Paul Styger, der sich seit der Kapi-
tulation der Schwyzer vom Mai im Oesterreichischen aufgehalten
und gelegentlich verkleidet die Ostschweiz durchschwärmt hatte,
brachte mit Pfarrer Käslin auf weitem Umweg durch Grau-
bünden frohlockend die Nachricht in die Innerschweiz, Oester-
reich werde ihr beistehen. Uri und Schwyz erkannten jedoch,
dass dies fraglich sei und wagten sich darum nicht hervor.
Die Nidwaldner aber, die auf einer — natürlich ungesetz-
lichen — Landsgemeinde eine provisorische Regierung eingesetzt
hatten, glaubten der glücklichen Botschaft. Besonderen Ein-
druck machte es, wenn der fanatische Pater „in Jägertracht, mit
wehender Feder auf dem Hute und den Säbel an der Seite“
hoch zu Ross erschien und beteuerte, der Kaiser werde helfen.
Er habe es ihm selbst versprochen, so soll er versichert und
angebliche Briefe von ihm vorgewiesen und zugleich ausge-
rufen haben: „Fürchtet Euch nicht vor den französischen Ku-
geln, sie treffen und verwunden Euch nicht! Wir werden siegen!
Seid gewiss, dass wir die Franken aus der ganzen Schweiz
vertreiben und bis zum Neujahr unsere Erdäpfel miteinander in
Paris schälen werden!“

Nach den Anordnungen eines rasch bestellten Kriegsrates
besetzten die Nidwaldner ihre Grenzen, errichteten Schanzen,

Verhaue und Brustwehren, sandten Boten ins Entlebuch, ins Berner Oberland, nach Uri und Schwyz, trugen Geld und Lebensmittel aufs Rathaus in Stans und brachten, da das Blei fehlte, zinnerne Teller und Kannen zum Kugelgiessen.

Allein was sollten die 1300 Nidwaldner mit den 200 Zuzügern aus Uri und Schwyz gegen die zehnfache französische Uebermacht auf die Dauer ausrichten, auch wenn die Leidenschaft für den Glauben, das Vaterland und die hergebrachte Ordnung und Selbständigkeit sie beschwingte?

*

„Wehrt Euch für der Väter Glauben,
Der allein uns Wahrheit lehrt!
Lasst Euch selben niemals rauben,
Er ist Blut und Leben wert’.
„Rettet auch Mariens Ehre,
Die Gott uns hat anvertraut;
Bei uns hat der Herr der Heere
Ihr den Gnadenthron erbaut . . .”

So hörte man die Urschweizer singen, wenn sie die Franzosen anrücken sahen.

Sonntag, den 9. September, wurde alles entschieden. Man sah Knaben und Weiber, mit Keulen und Sensen bewaffnet, mitkämpfen; man sah Scharen von Franzosen im Kugelregen der urschweizerischen Scharfschützen zusammenbrechen; man sah überall Einzelkämpfer, Umgehungskolonnen, Flüchtende, Plündernde und ungezählte Feuersäulen. Gewaltige Schwaden, ja förmliche Wolken von Rauch umlagerten und verhüllten die Berge, und in der Nacht durchzündete der Feuerschein vier Stunden weit Wiese und Wald, Wege und Stege. Es gab Ortschaften, in denen beinahe sämtliche Gebäude in Flammen aufgingen. Man zählte 712 Brandstätten. Vieh und Menschen flüchteten sich in die hochgelegenen Bergstadel der Alpen.

Nach einem nicht unbedingt zuverlässigen Bericht beklagte das Ländchen 386 Tote, darunter 25 Kinder und 102 Frauen. — Zum Schrecklichsten gehörte deren viehische Misshandlung.

Wie viele Franzosen auf dem Schlachtfelde geblieben sind, ist unsicher, wahrscheinlich zwischen 3000 und 4000 Mann.

Die unglaubliche Hartnäckigkeit der Nidwaldner und ihre überlegene Schiesskunst hatte in ihren Feinden wilde Zerstörungswut und Raserei entfacht. Auch gesteht die nidwaldnerische Erinnerungsschrift, dass das erbitterte Bergvolk, das Kriegerrecht und Kriegsgebräuche nicht kannte, noch lange nachdem die Entscheidung gefallen war, aus Verstecken und Hinterhalten schoss und aufjauchzte, „wenn wieder ein getroffener Reiter entseelt vom Pferde sank . . .“

Käslin, Lussi und Styger flohen ins Ausland. Schauenburg liess die ganze Urschweiz entwaffnen und besetzen, da zuletzt ja auch einige Urner und Schwyzer zu Hilfe geeilt waren. Damit war der Aufstand gescheitert. Nach vier Wochen mussten die Nidwaldner inmitten ihrer zerstörten Heimstätten mit den verkohlten Trümmerhaufen und den halb versengten Fruchtbäumen vor einem Freiheitsbaum — den Bürgereid schwören.

Das Beispiel der Nidwaldner als Weckruf und — Verpflichtung

Nidwalden hatte sich zu früh erhoben und insofern, kann man sagen, seine Kraft und sein Blut verschwendet. Seine Heldentaten waren indessen keineswegs umsonst. Sie bedeuteten und bedeuten einen Weckruf und ein grosses Beispiel. Europa hatte den Untergang der alten Eidgenossenschaft beinahe gleichgültig hingenommen. Doch jetzt horchte es auf „und begann wieder an ihre Zukunft zu glauben“. Napoleon aber erklärte später: „Die kleinen Kantone allein sind es, die ich achte, die mich und die andern Mächte hindern, die Schweiz wegzunehmen“. Am Tage der Vergewaltigung müssen die kleinen Völker mit den blutigen Waffen in der Hand untergehen, wenn sie später wieder auferstehen wollen. Das verpflichtende Nidwaldner Beispiel hat vielleicht niemand schöner gewürdigt als Gottfried Keller: „Nur das grünschartige Nidwalden am tiefen Vierwaldstättersee“, so sagte er, „hielt zu allerletzt ganz allein an sich selber fest — verlassen sogar von seiner Zwillingshälfte Obwalden. Ein Völklein von kaum zehntausend Seelen konnte und wollte es nicht glauben, dass es ohne die äusserste unbedingte Aufopferung von seiner halbttausendjährigen Selbstbestimmung lassen und in der Menschen Hand fallen solle, ohne vorher zu Boden geworfen zu sein im wörtlichsten Sinne. Alle

Weltklugheit, alle Vernunftgründe für leibliche Erhaltung verschmähend, stellte es sich auf den ursprünglichen Boden reiner und grosser Leidenschaft — nicht für eine Tagesmeinung, sondern für das Erbe der Väter, für Menschenwert so recht im einzelnen, von Mann zu Mann”.

*

Die gesetzgebenden Räte urteilten anders. Sie liessen sich durch ihre Ergebenheit gegenüber der neuen Ordnung und den fremden Herren im Lande stimmen. So erklärten sie feierlich, General Schauenburg habe sich mit seiner Armee um die helvetische Republik wohl verdient gemacht, und das Direktorium dankte ihm für die rasche und glückliche Durchführung der wichtigen Aufgabe. Nur eine kleine Minderheit bewahrte sich die innere Freiheit, unter ihnen Escher. Er tadelte im Grossen Rat die „unmenschlichen Grausamkeiten” der Franzosen aufs schärfste. Es brauchte Mut hiezu. Man versteht, dass ihm einst geschrieben wurde: „Ihre Freunde sind besorgt um Sie, wie für einen Führer, der bei keiner Gelegenheit zurückbleibt, sondern sich bei jeder Gefahr preisgibt”.